Es ist eine Lust, in Prag ein Ausländer zu sein — nur kein Deutscher. Ueberall sieht man englische und französische Aufschriften und Plakate, die sich liebenswürdig an die auswärtigen Gäste richten. Ach, nur kennt in Prag ein jeder wohl sein Deutsch, das er aber nicht sprechen will, und ein Französisch und Englisch, das er so gern sprechen möchte. Darum hört man denn auch öfter, aber dann ganz leise und sacht, doch wohl deutsch reden. . . . Die ganze Stadt ist wie ein Festsaal . . . das französische Freiheitsfest, der amerikanische Nationalfesttag, der Polnische, der Italienische, der tschechische Nationalfeiertag, das Hussfest . . . einer löst den anderen ab. In der Stadt flattern riesige Ententeflaggen, Musikkorps durchziehen die Straßen, die militärischen Aufzüge nehmen kein Ende. . . . In den Arbeiterbezirken aber ist man zum Festfeiern wenig gestimmt. Da guckt man mit feindlichen Blicken auf die vornehm Gekleideten, hört unverkennbar feindlich klingende Ausrufe und sieht Gebärden, die nichts gutes bedeuten. Die Läden in der Stadt sind ziemlich leer. Seit die Vorstadtbevölkerung aus Pländern ging, sieht man, wenigstens in den Schaufenstern keine Luxusartikel mehr ausgestellt. Die Preise sind in Prag ungefähr 50 Prozent höher als in Wien, wo doch auch nichts verschenkt wird. Nur Lebensmittel sieht man im Ueberfluß, besonders Zucker. Und in Wien starrt man ein Klümpchen Zucker wie ein Wetterwunder an. Des Abends erstrahlt Prag in Lichterglanz. Die Tschecho-Slowakei hat Kohlen im Ueberfluß. Alle Kaffees sind voll. In den tschechischen Lokalen ist alles Lust und Lebensfreude, in den deutschen herrscht drückende Stille. Die Deutschen sitzen hinter herabgelassenen Gardinen und sprechen gedämpft; denn das deutsche Wort ist wie eine Provokation. In den deutschen Lokalen gibts Fleisch, soviel man will. Und die Polizeistunde gilt nur für die Deutschen. Die Tschechen tanzen bis morgens früh . . . Dwostep und Tango!

Der Erfinder des Musikdrucks.

Zur 200. Wiederkehr des Geburtstages von Immanuel Breitkopf am 23. November.

Wenn auch die Anfänge des Verfahrens, die bis dahin geschriebenen Musiknoten durch den Buchdruck zu vervielfältigen, bis auf das 15. Jahrhundert zurückreichen, so darf doch Johann Gottlob Immanuel Breitkopf, der als Gelehrter und Buchdrucker gleichberühmte Sohn des Begründers des weltbekannten Leipziger Musikverlags Breitkopf und Härtel mit Fug als der Erfinder des modernen Notendrucks angesehen werden. Er war es, der das Jahr 1489 vom Rate zu Venedig privilegierte Typendruckverfahren des Ottaviano del Petrucci, das die Erfindung der Buchdruckerkunst zuerst in vollem Maße für die Musik ausnutzte, durch Erfindung seines neuen Systems und zeitgemäße Verbesserungen so vervollkommnete, daß der Notendruck durch bewegliche Typen dem Notenstechen auf Kupfer- oder Zinkplatten die Wage halten und sich bis heute neben ihm behaupten konnte. Seiner Kostspieligkeit wegen wird das Breitkopfsche Verfahren allerdings heute nur noch für Notenbeispiele im Buchdruck angewendet, während die Musikalien selbst gestochen, auf Stein übertragen und als Lithographien gedruckt werden. Immanuel Breitkopf wurde am 23. November 1719, in demselben Jahre, in dem sein Vater Bernhard Christoph Breitkopf die Buchhandlerfirma begründete, in Leipzig geboren, und trat 1745 in das Geschäft ein, das von 1765 an „Breitkopf und Sohn" firmierte. Nachdem er durch den Tod des Vaters alleiniger Geschäftsinhaber geworden war, gab er dem Verlag durch Angliederung des Musikalienhandels einen neuen bedeutsamen Aufschwung. Daneben wurde aber auch der Buchverlag nicht vernachlässigt. Der Firmeninhaber selbst machte sich auch als Schriftsteller in bemerkenswerter Weise bekannt und stand mit Lessing und Winckelmann in regem persönlichen und brieflichen Gedankenaustausch. Auch Goethe gehörte als Student zu dem Freundeskreis des Breitkopfschen Hauses und erhielt durch den geistvollen Gelehrten und Verleger vielfache geistige Anregung. Der um Literatur und Kunst hochverdiente Mann war andauernd bemüht, den Buchdruck durch Verbesserung und Verschönerung des Typenmaterials zu verbessern und gefälliger zu gestalten. Neben der Erfindung des Musiknotendrucks, der ihm auf dem Gebiete des Typographie einen Ehrenplatz sichert, verdienen vor allem auch seine Versuche, Landkarten und chinesische Wortzeichen mit beweglichen Typen zu drucken, besondere Hervorhebung. Von den Werken des Schriftstellers Immanuel Breitkopf seien die Schriften „Ueber die Geschichte und Erfindung der Buchdruckerkunst", „Ueber Bibliologie und Bibliophilie" und sein „Versuch, den Ursprung der Spielkarten, die Einführung des Leinenpapiers und den Anfang der Holzschneidekunst in Europa zu erforschen" als solche genannt, die auch heute noch Anspruch auf Beachtung verdienen.

Zum 70. Geburtstag Eugen Hildachs am 20. November.

Aelteren Konzertbesuchern werden die Liederabende des Sängerpaares Eugen und Anna Hildach noch in frischer und angenehmer Erinnerung sein. Diese Lieder- und Duettabende, bei denen sich der sympathische Bariton des Gatten mit dem klangvollen Mezzosopran der Gattin zum harmonischen Bunde vereinte, gehört in den achtziger und neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zu den beliebtesten und zugkräftigsten Veranstaltungen der winterlichen Konzertsaison. Die Programme enthielten in der Hauptsache Lieder und Duette Eugen Hildachs, liebenswürdige Gaben einer warmen und deutschempfindenden Musikernatur, die im Munde des Komponisten und seiner Gattin den ganzen Reiz ihrer gewinnenden Anmut enthüllten. Aber auch von des Sängerkomponisten Brüdern und Schwestern in Apoll wurden die Hildachschen Lieder um die Jahrhundertwende noch oft und gern gesungen und Lieder, wie z. B. „Spatz und Spätzin", „Mein Liebster ist ein Weber" und das viel gesungene Leinzlied sind auch heute noch der Wiedergabe wert und dürfen ihres Erfolges sicher sein. Eugen Hildach wurde am 20. November 1849 in Wittenberge an der Elbe geboren und sollte zunächst Baumeister werden. Nach dem Besuch der Baugewerkschule zu Holzminden setzte er es aber durch, die Laufbahn des Sängers einzuschlagen, und studierte bei Frau Professor Dreyschock Gesang, deren damalige Schülerin gleichzeitig seine spätere Gattin Anna, geborene Schubert war. Im Jahre 1880 wurden beide als Gesangslehrer an das Dresdener Konservatorium berufen. 1885 legte das Ehepaar seine Stellung in Dresden nieder und widmete sich seither ausschließlich dem Konzertgesang. Nach dem Scheiden vom Konzertpodium überlebte das Sängerpaar nach Frankfurt am Main.

Zeitgemäße Kochrezepte.

(Nachdruck verboten.)

Verschiedene neue Tomatengerichte.

Da auch grün geaufte Tomaten bei längerem Lagern im warmen Raume noch nachreifen und eine tiefrote Farbe annehmen, sollten bei dem jetzt billigen Angebot der grünen Früchte diese in Salzwasser eingelegt werden, um sie während des Winters zu den verschiedenen Speisen stets zur Hand zu haben. Besitzen sie doch einen Gehalt an Zucker von 31,5 Prozent, 0,95 Prozent Eiweiß, 0,19 Prozent Fett, 0,48 Prozent stickstoffreie Extraktstoffe und 0,61 Prozent Asche. Bei ihrem hohen Wassergehalt von 33,42 Prozent, also immer noch genügend wertvolle Nährstoffe, die sie in Verbindung mit eiweißreichen Nahrungsmitteln zu einer sehr geschätzten Speise machen.

Tomatencreme mit dicken Nudeln oder Reis. Dazu werden die zerschnittenen Früchte mit kleiner nelkenbesetzter Zwiebel, 1 Stückchen Zitronenschale, wenig Lorbeerblatt und 1 Prise Paprika mit Wasser bedeckt, gar gekocht, durch ein Haarsieb getrieben, mit Kartoffelmehl verdickt, mit etwas Zitronensaft abgewürzt und, wenn möglich, mit 1 Stich Butter verfeinert.

Tomatengemüse zu Pellkartoffeln. Zu einer Handvoll Zwiebeln, in Scheiben geschnitten und in Fett, besser noch Speck hellbraun gebraten, werden zwei Hände voll klein zerschnittene Tomaten gegeben und solange gedünstet klein zerschnittene Tomaten gegeben und solange gedünstet, bis sie vollständig weich geworden sind. Dann wird eine Messerspitze Kümmel, ebensoviel Pfeffer und das nötige Salz beigegeben, ein Tassenkopf voll Wasser oder aufgelöster Knochen- oder Pflanzenextrakt dazu gegossen und die Soße mit etwas Kartoffelmehl verdickt.

Tomaten im Schlafrock zu Kartoffelsalat. Recht feste Tomaten werden in dicke Scheiben geschnitten, mit Pfeffer und Salz bestreut, in steifen Eierkuchenteig getaucht und mit recht heißem Fett oder Speckfett braun gebraten. Der Ansatz der Pfanne wird mit wenig Wasser losgelöscht, durch aufgelösten Pflanzen- oder Knochenextrakt abgewürzt, mit Kartoffelmehl gebunden, mit etwas brauner Zuckersoße gefärbt und dazu gereicht.

Unterhaltungsbeilage

der „Saale-Zeitung"

Nr. 136 — Mittwoch, den 19. November — 1919

Das Heiratsjahr.

Ein Lustspiel-Roman in zwölf Kapiteln.

Von Fedor von Zobeltitz.

7. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

„Gegangen," fiel Freese ein; „aber es geht nicht mehr! Der Sommer ist für mich geradeso die tote Saison wie für Sie, Frau Möhring. Meine letzten paar Mark habe ich in Inseraten verpulvert. Die gesamten nachhilfebedürftigen Kinder scheinen in die Ferien gereist zu sein. Es findet sich nichts . . . Da" — er wies auf das seines Inhalts beraubte Portemonnaie — „das ist meine ganze Habe: drei Mark fünfundneunzig Pfennig, die Groschenmarke mit eingerechnet. Das Marienbürger Los kaufte ich mir, als ich die letzte Privatstunde bezahlt bekam; da dachte ich wunder wie reich ich sei. Natürlich war's eine Niete. . . . Mein ganzes Leben ist eine dicke Niete!"

„Herr Freese, tun Sie mir den Gefallen und sprechen Sie nich so. Sprechen Sie nich so; das ist lächerlich. Und denn hören Sie mir 'mal an und sagen Sie kein Wort. Mit der Miete, das hat keine Eile, und wenn ich mir zu Mittag mein Essen koche, koche ich gleich vor Ihnen mit. So gut wie in der Akademischen und wie bei Gruhlen in der Chausseestraße is es auch noch; nahrhaft und kräftig und billiger als wie da. Und zu Abend können wir's ebenso halten. Auf ein Butterbrot mehr oder weniger kommt's nich an. Gott sei Dank nich! Und fehlt's Ihnen 'mal gar zu sehr an Barsuns — mit 'n paar Markstücken kann ich am Ende auch immer noch aushalfen, Herr Freese; denn das muß ich Ihnen sagen: die Arbeit schändet nich und Reichtum macht noch lange nich glücklich. . . ."

Aber selbst diese große, wenn auch nicht neue Wahrheit vermochte Freese nicht über die peinliche Verlegenheit fortzubringen, die er bei dem gut gemeinten Worten der Frau Möhring empfand. Sein hübsches, sonst immer ziemlich blasses Gesicht war in dunkle Röte getaucht.

„Ich danke Ihnen herzlich, liebe Frau Möhring," entgegnete er. „Ihr Anerbieten macht Ihrem Herzen alle Ehre, und es ist auch nicht Stolz von mir, daß ich es ablehne. Es geht aber nicht anders. Ich werde kaum noch lange hier bleiben. Vielleicht gelingt es mir, irgendwo auf dem Lande eine Hauslehrerstelle zu bekommen. Ich bin stadtmüde geworden. Man wird hier zu leicht zerstreut; auf dem Lande wird man weniger abgelenkt — ich denke, da werde ich in Ruhe meine Studien beenden können. . . . Sie sind mir doch nicht böse, Frau Möhring?"

Die Witwe hatte sich erhoben und zuckte mit der linken Schulter.

„I, wo werd' ich denn," antwortete sie. „Warum soll ich denn böse sein? Es tut mir leid, daß Sie fortwollen; denn 'nen stilleren Mieter werd' ich mir lange suchen können — aber Sie müssen ja am besten wissen, was vor Ihnen gut is. Ich weiß man bloß nich — na, das geht mir ja alleens nichts an, und des Menschen Wille is sein Himmelreich. Sind Sie fertig mit dem Kaffee?"

Freese nickte, und Frau Möhring räumte das Geschirr ab und verließ sodann mit schweren, schurrenden Schritten das Zimmer, ohne ihren letzten Aeußerungen noch ein Wort hinzuzufügen. Es war zweifellos: sie fühlte sich beleidigt. Einen Augenblick dachte Freese daran, auffahren zu lassen und sie durch ein paar freundliche Worte zu besänftigen. Aber es widerstrebte ihm; vielleicht wiederholte sie ihre Anerbietungen, und er hatte schon vorhin ein gewisses Gefühl der Demütigung kaum verhalten können. . . .

Seine Lage war in der Tat übel. Er verlor nicht leicht den Mut; aber nun war er nahe daran, zu verzweifeln. Herr Gott, was war das für ein elendes Dasein! Eine ewige Sorge um den nächsten Tag — eine ewige Angst um die Existenz! Und in allen diesen Nöten sollte er auch noch erweitern; denn mit Ablauf des Jahres mußte er seine Staatsprüfung bestanden haben; er wollte endlich einmal in geebnetere Bahnen gelangen. . . .

Er trat an das Fenster und öffnete es. Flimmernde Sonnenglut lag über dem Dächermeer, das man von hier sehen konnte. Ja der heißen Luft schien das Drahtnetz der Telephonleitungen unaufhörlich hin und her zu schwanken. Aus dem nächsten Schornstein kräuselte in Guirlandenform ein dünner, hellblauer Dampf empor, und etwas weiter hinten entströmten einem mächtig aufragenden Fabrikschlot dicke Wolken rußigen Qualms.

Nicht vor dem Fenster lärmte und zwitscherte ein Spatzenschwarm. Das graue Völkchen befand sich sichtlich in Aufregung. Freese pflegte gewöhnlich sein Morgenbrot mit den piepsenden Herrschaften zu teilen; heut hatte er es vergessen. Der Kopf war ihm schwer; was sollte nun werden? — Bisher hatte ihn der Privatunterricht an faule oder zurückgebliebene Jungen wenigstens einigermaßen vor dem Mangel geschützt. Aber das Geld für die letzten Annoncen war umsonst ausgegeben worden; es hatte sich niemand gemeldet.

Freese suchte seine Bücher hervor; er wollte arbeiten. Doch die sorgenden Gedanken waren stärker als seine Arbeitskraft. Die griechischen Buchstaben begannen vor seinen Augen zu tanzen, sich in Reigen zu schlingen und dann in tollem Cancan über die Seite zu springen, herauf und hinab, querüber und wieder zurück. Nein — es war unmöglich; mit ruhiger Seele läßt sich nicht studieren!

Der junge Mann schleuderte das Buch ärgerlich vom Tische. Verdammte Bücher — verdammte Gelehrsamkeit! Warum war er nicht Tischler geworden, Maurer, Dachdecker, Schuster?! Die Leute brauchten wenigstens nicht zu verhungern — und bei Gott, ihm drohte der Hunger! Natürlich — wenn seine letzten paar Mark aufgezehrt waren, dann kam der Hunger an die Reihe! „Wollen 'mal sehen, wie's tut," sagte sich Freese; ein grimmiger Humor überschlich ihn. „Ich glaube, der Mensch kann wochenlang ohne Nahrung leben. Succi hat es bewiesen. Schließlich werde ich Hungerkünstler wie der Italiener, statt Gymnasiallehrer. Succi mag sich so wie so besser stehen. . . ." Er streckte sich der Länge nach auf dem Sofa aus und zog den Schlafrock über die Beine. Das war die Stellung, in der er zu überlegen pflegte. Zum Teufel — war das denn nicht alles Unsinn?! Am Ausgang des neunzehnten Jahrhunderts verhungert man nicht mehr. Man mußte ihm helfen. Aber wer?! — Frau Möhring hatte sich dazu erboten. Nein — lieber schon hungern, als zum Almosenempfänger herabzusinken! Gab es denn nichts mehr zum Versetzen?! Ja — ein Wertobjekt, das schon längst auf die Pfandleihe wartete, besaß er noch: seine silberne Taschenuhr. Er hatte sie zur Konfirmation bekommen; der Vater mochte lange genug gespart und gedarbt haben, ehe er sie hatte bezahlen können. Dieser unglückselige, liebe, gute, närrische Vater! Er war Kantor in Nieder-Ditterdorf gewesen, einem Dorfe im Kreise Kantor in Nieder-Ditterdorf gewesen, einem Dorfe im Kreise Bezirk. Ein Original: ungeheuer lang, erschreckend mager, immer mit großer blauer Brille, die seinem spitzen Vogelgesicht das Aussehen eines Uhus gab. Sein liebendes Vaterherz wollte den einzigen Sohn aus der tiefen Einförmigkeit des Dorflebens, in dem er selber aufgewachsen, herausheben; sein Franz sollte dermaleinst mehr erreichen als er. Und da der Junge fleißig war und ihr die verstorbene Mutter zudem noch ein kleines Kapital hinterlassen hatte, so schien sich auch alles von selbst machen zu wollen. Aber das Kapital war geringe, und um es zu vergrößern, kam der Sohn auf Anraten eines Bekannten, des dicken Neumüllers vom Maierhof, auf die unglückselige Idee, sich Spekulationspapiere zu kaufen. Er verlor das Geld eines Jahres, und eines Morgens fand man ihn tot im Bette. Die Gewissensbisse hatten ihn in das Grab gebracht. . . .

In diesem Augenblick, da Freese so lebhaft an den Vater dachte, sah er ihn förmlich leibhaftig vor sich. In dem graubraunen, eingetrockneten, eigentümlich gestalteten

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19191119025/fragment/page=0001

Gesicht prägte sich immer ein Zug leidensvoller Entsagung aus, der sich in zwei tiefen Linien zwischen der knochigen Nase und dem Munde markierte. Und wenn der Alte die blaue Brille abnahm, sah er aus wie die lebendig gewordene Verkörperung des Lehrerelends. Man konnte sich fürchten vor diesem hageren Greise, der sich niemals in seinem langen Leben satt gegessen zu haben schien. Um seinem Jungen eine gute Erziehung zuteil werden lassen zu können, hatte er sich die Butter auf dem Brote versagt und zum Mittagessen dünnen Kaffee getrunken. Die Hoffnung, Franz einmal als „Dr. phil." und wohlbestallten Oberlehrer an seine Brust schließen zu dürfen, hatte ihm die Entsagung leicht werden lassen. Und nun hatte der Moloch Spekulation mit einem Schlage alle seine Hoffnungen zertrümmert; der Alte starb, weil er an die Grenze seiner Entsagungskraft gelangt war. . . .

Höher und höher klomm die Sonne. Es wurde stickig heiß in der kleinen Mansarde. Franz war untätig auf dem Sofa liegen geblieben. Es war, als sei seine Arbeitsamkeit ganz plötzlich lahmgelegt worden. Die Sorgen hatten ihn in den letzten Nächten schlecht schlafen lassen; nun plötzlich überkam ihn im heißen Sonnenschein und in der dumpfen Luft des Stübchens eine unwiderstehliche Müdigkeit. Er schloß die Augen und schlummerte ein. Als er wieder erwachte, verspürte er einen grimmigen Hunger. Er sah auf die Uhr; es ging auf Eins. Seufzend erhob er sich, setzte sich aber sofort wieder, ganz beherrscht von seiner Unentschlossenheit, auf das Sofa zurück.

„Mich hungert," sagte er zu sich selbst. „Wenn ich nun tapfer wäre, würde ich dies ekelhafte Gefühl zu bekämpfen versuchen. Ich könnte eine Probe machen, wie weit meine Courage reicht. Ich könnte wenigstens einmal einen Tag lang hungern. Aber —"

Er sprang wieder auf. Was Teufel — — dazu hatte er immer noch Zeit, wenn erst der letzte Groschen vertan war! Vielleicht kam ihm beim Glase Bier ein rettender Gedanke! Er wollte auch noch einmal auf der Expedition des Tageblattes nachfragen, ob nicht doch noch ein Brief für ihn eingetroffen sei. Mit fiebriger Hast warf er den alten, verschlissenen Schlafrock ab, hing ihn in den Schrank und schlüpfte in seinen schwarzen Rock, das wertvollste Stück seiner Garderobe, das er zu tragen hoffte, bis die Staatsprüfung den vorschriftsmäßigen Frack von ihm verlangen würde.

Als er über den Korridor schritt, sah er die Tür zu der gegenüberliegenden Küche halb offen stehen. Dort stand die Möhring, plättete ihre Hemdkragen und dachte dabei an den Undank der Welt.

„Ich gehe zum Mittagessen, Frau Möhring," rief Freese in die Küche hinein, „bin aber gegen drei wieder zurück, falls jemand nach mir fragen sollte!"

„Es wird ja wohl keiner," erwiderte die Möhring, und ihre Plätteisen klapperten heftig.

Die Tür fiel zu. Franz stieg die Treppe hinab, deren Dielung sich geworfen hatte und von der längst der letzte Rest der Anstrichfarbe gewichen war. Eine ewige leichte Staubschicht rieselte durch diesen tiefen, durch schmalläuglichen Fenster erleuchteten Treppenschacht. Das Haus, in dem der Kandidat wohnte, zählte an sechzig Parteien, nur arme Leute, die ihrerseits dies oder jenes Zimmer wieder an Aftermieter vergaben oder als „Schlafstelle" ausnutzten, so daß das ganze Gebäude mit seinen Querflügeln und dem Hinterbau von fast zweihundert Menschen bewohnt wurde. Es glich einem kolossalen Ameisenhaufen, zumal am frühen Morgen, wenn die meisten der Insassen an ihre Arbeit gingen, oder in den Abendstunden, wenn sie nach vollbrachtem Tagewerk wieder heimkehrten. Und immer war der Hof von einem lärmenden Kinderschwarm erfüllt, der hinter dem Müllkasten Verstecken spielte und das zum Ausklopfen der Teppiche errichtete Gerüst für seine Turnkunststückchen benützte.

Franz bog in eine Seitengasse ein, in welcher die kleine Gastwirtschaft lag, in der er gewöhnlich zu speisen pflegte. Es war dies ein sehr sauber und freundlich gehaltenes Kellerlokal. Der Fußboden war mit weißem Sande bestreut; auf jedem Tische lag statt des Tischtuches eine schwarzweiß gemusterte Wachstuchdecke und auf den Tellern sah man Papierservietten mit einem Stilleben in einer Ecke und der Umschrift „Wilhelm Gruhle, Mittagstisch zu 50 Pf. Wasserstraße 102." Herr Gruhle selbst stand in respektgebietender Breite und Rundung hinter dem niedrigen Büfett mit seinen zahllosen Glasglocken, die belegte Butterbrote, Wiener Würstchen, Kalmäuse, Heringe und dergleichen mehr bedeckten.

Freese schaute sich beim Eintritt um, ob er noch einen leeren Tisch finden könne; er war in seiner jetzigen bedrängten Lage ziemlich gesellschaftsscheu geworden. Das Lokal war aber fast bis auf den letzten Platz gefüllt und durchaus nicht mit schlechter Gesellschaft. Den Hauptteil der Besucher stellte, wie es schien, die kleinere Kaufmannswelt; die meisten der Anwesenden waren wohl Kommis aus den benachbarten Geschäften; auch einige arme Studenten, die der „billige Mittagstisch" anlockte, mochten darunter sein.

Da Franz keinen gänzlich freien Tisch fand, so nahm er unweit des Büfetts an dem am wenigsten besetzten Platz.

Nur ein einziger Gast hatte sich dort niedergelassen, ein junger Mensch, dessen weltfreudiges Gesicht Freese schon öfters bei Vater Gruhle gesehen zu haben vermeinte. Es war in der Tat ein ziemlich auffälliges Gesicht für unser pessimistisches Zeitalter: rund und rosig, mit einer vergnüglich aufgestülpten, wahrhaften Regennase, ohne erkennbares Nasenbein, über die ein paar eigentümlich ernste Augen unendlich verwundert über solche unpassende Nachbarschaft in die Welt schauten. Die feinlippige, durch keinen Bart verdeckte Mund schien den Augen recht zu geben, während das Kinn, rund wie eine Apfelsine und mit neckischen Grübchen, sich mehr zu der Nase hielt. So kam es, daß jeder, der den jungen Mann mit dem unlöslichen Gesicht sah, zuerst freundlich schmunzelte und dann fast erschreckt zurückfuhr, wenn er den tiefernsten Blick aufgefangen hatte. Gewissermaßen als Ausgleich hatte der Besitzer dieses widerspruchsvollen Antlitzes es sich angewöhnt, möglichst freundlich mit seinen eleganten Augen zu zwinkern und dabei den Zeigefinger wie dozierend und gleichsam die Nase verlängernd an diese zu legen. . . .

„Sie erlauben," sagte Freese und rückte am nächsten Stuhle, um sich dem Fremden gegenüber niederzulassen.

„Bitte sehr," erwiderte dieser höflich und machte eine Bewegung, als wolle er einen Vortrag beginnen.

Franz wartete einen Augenblick auf die in Aussicht stehende Rede, und als nichts erfolgte, nahm er Platz und bestellte sich bei der aufwartenden Kellnerin Mittagessen und ein Glas Bier.

Der Gast nebenan hatte seine bedeutsame Miene beibehalten, anfänglich ohne zu sprechen, aber mit hellauflugem, sichtlich interessiertem Mustern der Persönlichkeit Freeses. Dann begann er versegen auf seinem Platze hin und her zu rücken und fragte plötzlich in leichtem Plauderton: „Entschuldigen Sie . . . sind Sie nicht, wenn ich fragen darf, Herr Freese?"

Franz blickte verwundert von seinem Teller auf.

„Sie kennen mich?"

„O — nur von Ansehen und nur dem Namen nach," erwiderte der andere. „Wir wohnen nämlich beide in gleichem Hause — indes, ich wohne nicht vorn heraus, sondern im Hofgebäude rechts parterre. . . . Ich glaube, wir sind sozusagen Kollegen, wenn auch von verschiedenen Fakultäten. Gestatten Sie mir, daß ich mich vorstelle: Reinhold, cand. theologiae. . . ."

Die beiden Herren erhoben sich ein wenig von ihren Sitzen, machten sich gegenseitig eine leichte Verneigung, sagten: „Sehr angenehm" . . . und setzten sich wieder.

Reinhold strich einigsmale mit dem Zeigefinger seiner Rechten über seine Nase, deren humoristischer Aphorismus ihm noch unangenehmer zu sein schien, nachdem er seinen geistlichen Zukunftsberuf von dem Nachbar kundgegeben hatte.

„Es ist merkwürdig, wie man sich manchmal so unerwartet zusammenfindet," meinte er. „Ich weiß, Sie verkehren häufiger hier unten . . . man speist ja ganz gut bei Vater Gruhle und vor allen Dingen nicht zu teuer für unsereinen. . . . Stehen Sie dicht vor der Prüfung, wenn ich fragen darf?"

„Ach nein," entgegnete Freese, der seine Mahlzeit beendet hatte und nun die Teller ein wenig zur Seite schob, „ich bin leider noch nicht so weit, das heißt" — und er seufzte leicht auf — „ich könnte es schon sein, aber äußere Verhältnisse widriger Art haben mir bisher im Wege gestanden. Es ist nicht leicht, sich durchs Leben zu kämpfen, wenn man mittellos ist!"

„Du lieber Gott — wem sagen Sie das?" warf Reinhold ein; „uns armen Studenten pflegt es ja ziemlich gleich zu gehen — dem einen wie dem anderen! Die beste Zeit wird durch Stundengeben vertrödelt — man muß doch leben! Gewöhnlich bleibt einem nur die Nacht übrig, um sich fürs Examen und Amt vorzubereiten. Ob ich das kenn'! Ein Glück hätte mich nicht ein glücklicher Zufall noch in der zwölften Stunde aus den bittersten Sorgen herausgerissen. Denn Sie ich heute vielleicht als Hauslehrer in einem herrschaftlichen Schlosse und könnte mich mit angezogenen Bengels herumärgern, statt an die eigene Arbeit zu denken!"

„Ich wünschte nur, ich fänd' eine Stellung als Hauslehrer," erwiderte Freese. „Wenn man nicht allzu sehr überlastet wird, muß es sich in ländlicher Stille ganz famos arbeiten lassen. Ich habe mich immer danach gesehnt, und grade im Augenblick würde es mir doppelt zuzecht kommen, nachdem ich mich wochenlang vergeblich um die Erteilung von Privatunterricht bemüht habe. . . ."

(Fortsetzung folgt.)

Der Mensch und der Hund.

Von Max Preis.

(Nachdruck verboten.)

Ein Mensch und ein Hund wollen über den großen Platz gehen; der Mensch hat zwei Beine, der Hund hat vier, und der Mensch hat keine Augen, der Hund zwei; auf des Menschen Gesicht wächst ein verlegenes Lächeln, sein Kopf hängt ein wenig zur Seite, und er streckt die Nase und die Lippen vor, als wollte er in diese unruhige, von Lärm und von dem Geruch einer erregten Zeit überschwemmte Luft hinein wittern und tasten. Seine Schritte sind sehr klein, wie der Puls eines Kranken. Das verlegene Lächeln auf seinem Gesicht wächst und wird immer größer; wie ein dickes Gespinst liegt es auf Mund und Wangen; und da erschließt sich aus diesem wuchernden Lächeln mit einem Male eine Blüte: ein Leuchten der Sicherheit, ein heiliges Scheinen der Liebe.

Das Gesicht des blinden Menschen steht ganz in Blüten. Rosen, sehr rote, sehr frohe Rosen sind plötzlich darin aufgegangen, Rosen der Zuversicht, Rosen der Weltversöhnheit, Rosen der Weltliebe.

Der blinde Soldat steht still. Nicht etwa, weil ihn die brauende Nähe des Platzes festgehalten hat, nicht am Ende darum, weil er die ersten Tropfen dieser schlagenden Flut an seine, des Nichtschwimmers, Füße pochen fühlte, er steht lediglich darum still, weil der Sanitätshund, der durch eine Leine mit seiner Hand verbunden ist, stehen geblieben ist; weil der Rapport zwischen Mensch und Tier eintrat, weil sich die beiden, Mensch und Hund, in einer Sprache, die so heimlich und rätselhaft ist wie die Sprache der Liebenden, verständigt hatten.

„O, welche dunkle Einsamkeit, welches Brausen, welche Fülle," hatte der Blinde gedacht, und seine Hand hatte einen Stoßseufzer durch die Leine nach dem Hund ausgestoßen.

Aber der Hund schwieg und ging scharf und sicher äugend weiter. Tiere schauen in die Welt, sie reden nicht gleich über sie.

„Mein lieber Hund, mein lieber, guter Freund," so sog doch etwas, es brauft so sehr und mir ist so bange," telegraphierte der Mensch durch die Leine.

Doch der Hund schwieg, denn er arbeitete.

Der Blinde fühlte den sicheren, pendelnden Takt der Hinterbeine seines Hundes vor sich, er glaubte den Geruch des Tieres zu spüren; er schwamm wie im Kielwasser eines Schiffes hinterher. Wenn auch das Brausen stärker wurde er fühlte sich ruhiger, sicherer. Einmal telegraphierte er noch durch die Leine eine Zärtlichkeit, etwa: „Ich hab dich lieb," und er lauschte auf Antwort; sein Hals reckte sich wie eine Antenne, seine Finger griffen welcher in den Knoten der Leine, als wollten sie die leisesten Zeichen aufspüren. Aber es kamen keine Zeichen.

Plötzlich telegraphierte der Hund: „Still!" Er setzte sich, wie von einer Gefahrenfaust gepackt, hin und ließ die Leine ganz schlaff fallen. Das bedeutet in der Telegraphie dieser beiden Liebenden: Halt!

In diesem Augenblick blühten in dem Gesicht des Blinden die Rosen auf.

Wie eine Insel standen sie jetzt mitten auf dem Platz. Ein Machtstrom von Autos und von Wagen brauste geschlossen und undurchdringlich an ihnen vorbei.

Der Hund saß, der Mensch stand und wartete auf Nachricht. Pfeifend, quäkend, knarrend, brüllend zog der Strom vorbei, von rechts nach links und von links nach rechts, kreuz und quer an dem Stand der Liebe vorüber.

Und denn kam das Zeichen: „Steh auf und wandle!" Die Beine straffte sich, der Hund führte den Blinden nach dem Ufer. Die Augen des Tieres umfaßten den ganzen Platz, der Rhythmus seiner Gedanken, der aufgeregte Schlag seines besorgten Herzens gaben dem vielfältigen Leben ringsum die eine Minute verklärteren Sinn.

Wie ein Taucher an dem rettenden Schiff, so hing der Blinde an den Hund gebunden. Das Tier machte um eine Menschengruppe einen Bogen: „Die Regierung . . ." sagte ein aufgeregter Mann, und seine Hände turnten, wie betrunkene Akrobaten in der Luft herum; „Heute nacht wurde geplündert," schrillte eine Stimme. „Das beste Mittel wäre . . ." belehrte ein Ueberlegener. Es war ein großes Hasten in den Stimmen der Menschen war Fürchten und Wägen. Zu lieblichem Knall explodierte die Welt.

Der Sanitätshund wand sich durch die geballte Menge; er ließ sich durchaus nicht irre machen durch ihre Gebärden und ihre Stimmen. Er führte den blinden Soldaten, der für all diesen Lärm gekämpft hatte, in eine stille Straße und telegraphierte dort: „Freie Bahn! Sei ruhig, ich bin bei dir!"

Und der Mensch telegraphierte eine Zärtlichkeit zurück. So wandelten sie weiter, und das Wohlgefallen Gottes war über dem Bilde.

Wir sehenden Blinden ragen wie Antennen in die unruhige Luft, aber aus dem Weltenraum kommen keine Zeichen der Liebe.

Das neue Prag.

Ein Neutraler gibt im „Allgemeen Handelsblad", Amsterdam, die nachstehende eindrucksvolle Schilderung von dem Leben im neuen Prag: Ueber Prag, das alte, das kaiserliche ist viel geschrieben. Man weiß, das es nach Wien die größte Stadt des Kaiserreiches war, mit viel alten würdigen Gebäuden, alter Kunst und schönen Erinnerungen aus ihrer wildbewegten Geschichte. In den Stürmen der November-Revolution ist das schwarzgelbe Prag gestorben, und das neue, das tschechische Praha ist geboren. Die alten Kirchen und Paläste, Wunderwerke der spätgotischen und der Barockkunst, die Erbstücke aus der alten Kaiserzeit, sie stehen noch . . . doch sie sind fremd geworden, in diesen Straßen auf diesen Plätzen. Ein neues Prag muß noch werden, das mit dem Vergangenen nichts mehr zu schaffen hat, das nicht mehr daran erinnert. Den Wanderer in den Straßen beschleicht ein seltsames Gefühl. In dieser Stadt, rein deutsch von Bau und Architektur, sieht er keine deutsche Inschrift mehr. Früher vertrugen sich Deutsche und Tschechen ganz gut nebeneinander. Während meiner Wanderung durch die Stadt, die sich selber untreu geworden, denke ich darüber, wie es kommt, daß sie einen so fremd seltsamen, fast angsterregenden Eindruck macht. Und plötzlich wird es mir klar: die Stadt hat ihre alte Seele verloren . . . und eine neue noch nicht finden können.

Und doch, schön ist diese Stadt. Die traurige Melancholie der Vergangenheit schaut jedem Vorbogen; jedem verwittertem Turm herab, aus jeder Kirche und Kapelle hervor. Jede alte Gasse ist eine Entdeckung. In diesem Labyrinth von alten Straßen und Plätzen lebt noch das Mittelalter. Verläßt man dies Labyrinth, so kommt man auf große Straßen und Marktplätze: Wenzelplatz, Graben, Ferdinandstraße. Das neue Prag. Verflogen ist die Stimmung. Große Häuser mit viel erdrückendem Aufputz und moderner Bildhauerarbeit. Das neue und mondaine Prag... In London und Newyork, wo jeder Eile hat, muß der Wanderer seinen Schritt beschleunigen, mitgerissen vom Menschenstrom . . . In Prag muß der Eilige langsamer gehen und der Gemächlichkeit der anderen sich anpassen. . . . Die Herren sind elegant, hypernett gekleidet, englischer, amerikanischer Schnitt, doch von keinem Künstler kopiert. Die Damen flanieren in Röcken, die so kurz sind, daß eine Pariserin darauf eifersüchtig werden könnte in allerdünnsten Seidenstrümpfen und in Schühchen mit Hacken so hoch, daß man an Wolkenkratzer denkt. Sehr viel Uniformen sieht man im Straßenverkehr, englische, amerikanische, französische, doch dann entdeckt man, daß die, die sie tragen, nicht englisch, französisch, italienisch sprechen, sondern tschechisch. Es sind tschechische Legionäre, die aus den Gefangenen des österreichischen Heeres in allen Ententeländern zu Verbänden formiert wurden. Diese Legionäre sind die Lieblinge und der Stolz des tschechischen Volkes; denn sie tragen die Uniform der Entente und sind in der ganzen Welt umhergeschwärmt. Die anderen Soldaten, die nicht in Gefangenschaft geratenen, sind wie Stiefkinder. Der freundlich einladende Blick der Damen gilt den Legionären. Um der hieraus entstehenden Eifersüchteleien vorzubeugen, hat man im tschechischen Heer eine neue Uniform eingeführt, die der amerikanischen fast gleicht; denn der Mensch ist schwach . . . und Kleider machen den Mann.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19191119025/fragment/page=0002